

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 18

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]
Autor: Droonberg, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

18

Escher war aber nicht unvorbereitet. Er wußte, daß er es mit einem Gegner zu tun hatte, der rücksichtslos und mit Wollust alle Vorteile, fair oder unfair, gebrauchen würde, um ihn mit der Kraft seiner Fäuste niederzuschmettern. Anstatt, daß ihn dies aber beunruhigt hätte, gab es ihm im Gegenteil Vertrauen in den Ausgang des ungleichen Kampfes. Denn er war jetzt auch seinerseits an nichts gebunden. Auch hatte er nicht umsonst in San Franzisko eine Anzahl Lehrstunden in Jiu-Jitsu genommen, der neuen Verteidigungskunst, die die Japaner erst einige Jahre vorher nach Amerika gebracht.

Stokes war zwar auf Escher losgesprungen, gelangte aber fast an ihm vorbei, denn dieser hatte zwei Schritte zur Seite getan und ihm mit voller Stoßkraft die Faust in die Rippen getrieben. Unter der Wucht des Stoßes drehte sich Stokes halb um sich selbst, ging aber sofort wieder zum Angriff über, seine Arme wie Dreschflegel zum Niederlaufen bereit. Diesmal wich Escher aber nicht aus, sondern nahm Fühlung mit ihm und verletzete ihn, bevor er sich deden konnte, zwei Stöße gegen die Brust und Kinn. Im gleichen Augenblicke stand er auch schon wieder zwei Schritte von ihm entfernt in Verteidigungsstellung, den Körper etwas nach vorn gebeugt, auf den Fußspitzen ruhend und leicht nach der Seite gedreht, beide Fäuste in Brusthöhe und die Ellbogen fest an den Körper angelegt.

Jetzt begann Stokes wie ein wildgewordener Stier rund um die Bühne zu jagen, in dem Versuche, ihn in irgendeine Ecke zu drängen, wo es kein Ausweichen für ihn gab. Das hatte aber, da er dabei mehr als einmal die nötige Dedung außer acht ließ, nur den Erfolg, Escher Gelegenheit zu einigen gut plazierten weiteren Stößen zu geben. Das Gesicht seines Gegners fing schon an, deutliche Spuren der erhaltenen Strafen zu zeigen. Seine Lippen bluteten und ein Auge war unter einer beginnenden Schwellung halb geschlossen. Das veranlaßte ihn zu größerer Vorsicht und ließ ihn mehr auf seine Dedung achten. Es mochte ihm endlich zum Bewußtsein gekommen sein, daß er diesen Gegner, den er geglaubt hatte, mit ein paar Schlägen seiner Schmiedehämmersfäuste kampfunfähig zu Boden strecken zu können, beträchtlich unterschätzt hatte. Er war immer anderswo, als gerade dort, wo die Fäuste hintrafen und wo er einen kurzen Augenblick zuvor noch gewesen war, wenn der Unterschied auch manchmal nur wenige Zoll betrug. Seine Fuhsarbeit im Zusammenpiel von planendem Gehirn und ausführenden Muskeln zeugte von einem guten Training.

Escher hatte zu seiner großen Erleichterung längst erkannt, daß Stokes nur ein gewöhnlicher Bully, aber kein geschulter Fechter war. Er wäre rettungslos verloren gewesen, wenn Stokes mehr als ein paar handwerksmäßige Regeln eines Zweikampfes gekannt hätte, wie sie sich für jeden Bully aus häufiger Übung ergeben. Er lächelte deshalb auch nur über dessen ungeschickte Dedungsversuche.

Um ihn nach dieser Richtung hin noch mehr auszufühlen, führte er mit der Rechten einen Scheinhieb gegen seinen Körper und brachte in dem Augenblicke, als Stokes, durch die Finte irreführt, sein Gesicht von der Dedung entblökte, seine linke Faust noch einmal in harten Kontakt mit dem bereits beschädigten Auge. Dieses Manöver gelang ihm viel leichter, als er erwartet hatte. Jetzt hatte er seinen Gegner, wo er ihn haben wollte und war entschlossen, mit ihm Abrechnung zu halten für das schlimme Unrecht, das er einem jungen Mädchen, das Escher nun freilich fernstand, in der Person ihrer Mutter angetan.

Er führte nochmals einen Hieb gegen das Auge.

„Das ist für den Diebstahl von Miß Sinclairs Claim“, informierte er ihn in freundlichem Tone. „Damit Sie diese kleine Episode in Ihrem Leben, das zweifellos reich an solchen ist, nicht so leicht vergessen, werde ich mir erlauben, Ihr Auge für einige Zeit zu schließen.“

„Laß mich dich nur erwischen, you damned Dutchman! Nur einmal — das genügt schon.“

„Tut mir leid, Sir. Kann Ihnen leider nicht zu Willen sein.“

Und der Kampf nahm seinen Fortgang. Minute für Minute. Es war erstaunlich, welche Menge von „Strafen“ der Mann aushalten konnte, ohne sie in seiner Haltung zu zeigen. Escher tanzte ein und aus, brachte leichte Hiebe an, wo es ihm gefiel, bis er selbst einen gewissen unwilligen Respekt vor dem bulldoggenmäßigen Mute des anderen empfand, der diesen immer wieder zum Angriff vorgehen ließ.

Aber auch etwas wie Uebelleit fühlte er in sich aufsteigen über die Brutalität dieses Kampfes. Von dem Kinn seines Gegners rann ein schmaler Streifen Blut herab und das Auge war durch die Schwellung nahezu verschlossen. Fast sein ganzes Gesicht zeigte Risse und Flecke in allen Farben.

Der Kampf war weit genug gegangen und Escher beschloß, ihn zu einem Ende zu bringen. Er ließ seinen rechten Arm sinken und führte mit dem linken eine Finte aus. Das ließ eine ungedeckte Deffnung, die auch ein ungeschulter Kämpfer nicht übersehen konnte. Stokes nahm den vermeintlichen Vorteil auch sofort wahr. Seine Faust schoß heraus, ohne aber auf irgendein Hindernis zu treffen, denn Escher hatte im gleichen Augenblicke eine Wendung nach der Seite ausgeführt und stieß ihm seine Faust, mit dem Gewicht seines ganzen Körpers hinter ihm, gegen die linke Seite des Kinns.

Stokes Kopf schnappte nach hinten und er taumelte zwei Schritte zurück. In sein unverletztes Auge kam ein Blick von Verwirrung. Die Lider zuckten ein paarmal auf und nieder und er schüttelte den Kopf. Im nächsten Moment brachte er seine Arme aber schon wieder in Angriffsstellung und ging gegen Escher vor.

Mit einem schweren Atemzug fiel dieser einen Schritt zurück. Der Schlag, den er gegen den Mann geführt, hätte jeden anderen gefällt wie einen Baumstamm. Er suchte Gelegenheit zu einem neuen. Zum ersten Male fühlte er sich jetzt beunruhigt.

Alle die Schläge, für die er bisher ein Ziel gefunden, hatten nur die eine Wirkung gehabt, seinen Gegner vorsichtiger zu machen. Dessen Dedung war jetzt vorzüglich und Escher konnte sich wenden und drehen, wie er wollte, vor- oder zurückspringen, es gelang ihm nicht mehr, eine empfindliche Stelle zu treffen.

Und während der ganzen Zeit ging Stokes von einem Angriff zum andern über, behielt aber dabei immer, wenn auch wohl mehr aus natürlichem Instinkt als sportsmäßiger Berechnung, eine ausgezeichnete Verteidigungsstellung inne. Mit dem Körper leicht nach vorn gebeugt, sein Gewicht vom linken Bein getragen, das ebenfalls vorgestellt war; den Kopf leicht nach unten und gegen die Schulter geneigt, um den Körper zu schützen; die Arme gebeugt, linke Faust nach von und rechte dicht am Körper, als Dedung für den Magen, war er nahezu unangreifbar. Dabei versuchte er immer wieder, seinen leichteren und schnelleren Gegner in einen Winkel zu treiben, aber ebenso oft entschlüpfte ihm Escher wieder, sprang mit einem Stoße in seine Rippen an

ihm vorbei und veretzte ihm weitere Stöße, sobald sich eine Möglichkeit dazu ergab.

Unbeirrt aber ging Stokes weiter zum Angriff vor und versuchte, ihn zu stellen.

Eislers Beunruhigung wuchs. Seine Lunge keuchte und der Atem kam in Stößen.

Einmal in einem desperaten Versuch, den Kampf zu beenden, stand er Fußspitze gegen Fußspitze mit Stokes, schlug ihn mit beiden Fäusten ins Gesicht, bis der schwere Gegner ihn einem Winkel nahe brachte, in dem ihm keine Verteidigung mehr etwas genützt hätte.

Er entging aber der Gefahr noch auf Kosten einer blutigen Oberlippe und eines Kurzarmstoßes gegen sein Kinn, der ihm das Gefühl gab, als ob sein Kopf schwimme.

Wie es kam, wußte er nicht, er hatte wohl ganz automatisch seinen Arm mit voller Kraft vorgestoßen. Stokes empfing den Schlag mitten ins Gesicht und mit einem Schrei der Wut und des Schmerzes taumelte er, einen Funkenregen vor den Augen, ein paar Schritte zurück, in die Arme zweier seiner Kumpane, die auf die Bühne gekommen waren und ihn jetzt fortführten.

Eisler lehnte sich gegen die Wand. Der Kopf schwindelte ihm noch immer, seine Beine waren schwach und zitterten, und er bedurfte der Stütze. Für ein paar Minuten schloß er die Augen.

Plötzlich war es ihm, als ob etwas Seltsames auf der Bühne vorgehe. Er brachte es aber nicht fertig, die Lider zu heben, um zu sehen, was es sein mochte.

Gleich darauf hörte er eine unangenehm barsche Stimme, die fragte:

„Ist das der Mann, der Ihnen die falsche Fünfdollarnote in Zahlung gegeben hat?“

„Ja.“

„Sie erkennen ihn bestimmt wieder?“

„Ja.“

Eisler hatte das Gefühl, daß diese Fragen sich auf ihn bezögen. Der Schreck darüber ließ ihn die Augen aufreißen und gab ihm sofort seine Haltung und Klarheit des Denkens zurück.

Er sah vor sich den ihm vom Ansehen bekannten Inspektor der städtischen Polizei und zwei Konstabler in ihren einfachen blauen Uniformen mit einer um den Leib geschnallten Revolvertasche, deren Klappe aufgeschlagen war und den schweren '45 Dienstrevolver sehen ließ. Ebenso bemerkte er, daß sich die Hände der drei in verdächtiger Nähe der Waffe hielten.

Nicht weit von ihm stand eine etwas fragwürdige Gestalt. Ein Mann, der die Dreißig noch nicht überschritten haben mochte, hager und mit einer gebeugten Haltung, als sei er ständig in Bereitschaft, aus irgendeiner wirklichen oder eingebildeten bedrohlichen Situation möglichst unauffällig herauszuschlüpfen.

Sein Gesicht war aufgedunsen und in der aschgrauen Grundfarbe zeigten sich auf beiden Seiten und bis in das dunkle widerspenstige Haar hinaufreichend, ziemlich scharf abgegrenzte gerötete Stellen. Im Verein mit den unnatürlich glänzenden Augen verrieten sie deutlich ihre Herkunft — die Whisky- oder Ginflasche. Eisler war hierüber um so weniger im Zweifel, als er den Mann kannte. Er war Bartender im Husky-Salon und hatte Eisler dort zwei- oder dreimal an der Bar bedient. Einmal hatte er ihm sein Leid geklagt und erzählt, daß er schon des Morgens vor dem Frühstück eine Literflasche Gin trinken müsse, sonst sei er zu keiner Arbeit fähig. Er hatte sich beklagt, weil er sich für ein bemitleidenswertes Opfer seiner Leidenschaft hielt oder doch ausgab. Das war ein bequemere Standpunkt für ihn als die Anerkennung seiner eigenen Verantwortlichkeit dafür.

Seit er seine Reise nach den Johnson-Mountains angetreten und auch schon eine ganze Zeit vorher hatte Eisler

indessen das Restaurant, wo der Mann beschäftigt war, nicht wieder aufgesucht.

Es war ihm deshalb auch völlig unverständlich, was hier von einer falschen Fünfdollarnote, die er dem Manne in Zahlung gegeben haben sollte, geredet wurde. Es bedurfte aber nur einer Sekunde, um ihn darüber klar werden zu lassen, daß die Polizei, die von seinem Vorgehen das meiste zu fürchten hatte, irgendeinen Trick gegen ihn auszuführen im Begriff war, der ihn unschädlich machen sollte.

Das wurde ihm zur Gewißheit, als der Inspektor einen Schritt auf ihn zutrat und mit lauter Stimme verkündete: „Herbert Eisler, ich verhafte Sie wegen Ausgabe von Falschgeld. Sie haben vor zwei Tagen diesem Manne im Husky-Salon eine Fünfdollarnote gegeben und sich den Ueberschuß herauszahlen lassen.“

„Das ist eine Lüge! Und Sie wissen, daß es eine Lüge ist. Ich bin seit vielen Wochen nicht im Husky-Salon gewesen“, wehrte Eisler, vor Empörung ganz rot im Gesicht, die Anschuldigung ab.

„Der Mann hat seine Aussagen beschworen. Ich muß Sie verhaften. Das übrige ist Sache des Magistrates.“

Der Bartender schien sich in seiner Rolle nicht ganz wohlzufühlen. Er machte in seiner Haltung den Eindruck, als ob er am liebsten zwischen den Kulissen verschwinden möchte und warf auch tatsächlich einen verstohlenen Blick umher, als sähe er sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Ersichtlich stand und handelte er hier unter einem Zwange. Der hatte ihn hergebracht und gebot ihm auszuharren.

Die Anwesenden hatten sich während des Kampfes zwischen Eisler und Stokes bis auf einige anfeuernde Zurufe an Eisler, wenn dieser dem andern einen Schlag veretzte oder einem solchen seines Gegners geschickt auswich, ziemlich ruhig verhalten. Auch zugunsten Stokes' waren Zurufe laut geworden, aber viel seltener.

Jetzt aber erhob sich ein toller Lärm. Niemand in der Versammlung war sich darüber im unklaren, daß Eisler als Führer der Vigilanzbewegung in eine erfundene Anklage verstrickt werden sollte.

„Was mag der Kerl wohl auf dem Gewissen haben, daß er sich von euch zu einer falschen Anschuldigung mißbrauchen läßt? — Was habt ihr ihm dafür bezahlt?“

Solche und ähnliche Ausrufe schwirrten durch den Saal. Die Komiteemitglieder waren an die Polizisten herangetreten und Schmidt rief, aber mehr zur Versammlung gewandt als zu diesen:

„Ich büрге für Mr. Eisler. Er ist ein Ehrenmann!“

„Wissen wir!“ kam es aus dem Saale zurück. „Und es braucht andere Leute, als die Polizei von Dawson und ihre stoolpigeons, um uns das Gegenteil glauben zu lassen.“

„Bitte, treten Sie zurück, Gentlemen!“ forderte der Polizeiinspektor die Komiteemitglieder auf. „Ich kann Ihnen nicht erlauben, so nahe an den Gefangenen heranzutreten. Ob der Magistrat die Bürgschaft dieses Gentleman annimmt, weiß ich nicht. Vielleicht tut er's, vielleicht auch nicht.“

„Wir sind alle Bürger!“ riefen jetzt auch Norton und Ward wie aus einem Munde und im Saale stimmte man ihnen zu.

„Sie wissen, Gents, daß der Magistrat über die Frage der Zulässigkeit einer Bürgschaft zu entscheiden hat. Der ist aber nicht mehr in seiner Office und der Gefangene kann ihm erst morgen vorgeführt werden. Bis dahin ist es meine Pflicht, ihn im Polizeigefängnis zu verwahren.“

Jetzt wußte Eisler, daß die Polizei entschlossen war, nicht mit halben Maßregeln gegen ihn zu arbeiten, denn lebend würde er das Gefängnis nicht wieder verlassen.

Auch im Saale schien man ihr Spiel in der gleichen Weise zu durchschauen, denn eine höhnische Stimme rief:

„Und morgen können wir bei euch seine Leiche abholen zur Beerdigung. Mit einer Kugel im Schädel, von

der ihr schwört, daß ihr sie ihm bei einem Fluchtversuche nachgesandt habt. Wir kennen euch doch!"

Der Inspektor legte seine Hand an den Griff des Revolvers und die Konstabler folgten dem Beispiel ihres Vorgesetzten.

„Respekt vor dem Gesetz, Gentlemen!"

„Wenn du und das ganze übrige Gefindel, das hier eine Polizeiuniform trägt, Respekt vor dem Gesetz gehabt hätten, wären wir nicht hier“, schrie jemand im Saale.

Der Inspektor erwiderte nichts mehr darauf, sondern begnügte sich damit, Eicher mit einem befehlenden Wink anzudeuten, ihm voran die Bühne zu verlassen, zog aber gleichzeitig den Revolver aus dem Gürtel und richtete ihn schußfertig auf Eicher, der sich indes nicht von der Stelle rührte.

„Begehen Sie keine Unvorsichtigkeit, Inspektor“, klang eine warnende Stimme aus der Versammlung herauf. „Hier sind wenigstens zwanzig Schieß-eisen auf Sie gerichtet, fertig, Sie wie ein Sieb zu durchlöchern, wenn etwa Ihr Revolver unversehens losgehen sollte.“

(Fortsetzung folgt.)



Der kinderreichste Ministerpräsident der Welt: Australiens Premier J. A. Lyons, schon von zu Hause aus daran gewöhnt, ein ganzes „Volk“ zu beaufsichtigen. Mr. und Mrs. Lyons besitzen 5 Jungen und 6 Mädchen.

Welt-Wochenschau.

Französische Wahlen und Europa.

Wer wird bei den französischen Wahlen gewinnen? Und was bedeutet der Ausgang des Wahlkampfes für Europa? Mit diesen beiden Fragen verknüpfen sich große Hoffnungen in beiden europäischen Lagern, im Lager der Völkerbunds-freunde sowohl wie in jenem der Gegner Genfs, die nichts lieber sähen als die endgültige Blamage dieser „liberalistischen“ und „marxistischen“ Einrichtung. Sind die Hoffnungen dieses oder jenes Lagers berechtigt? Wird ein Sieg der Volksfront wirklich eine radikale Schwenkung Frankreichs nach sich ziehen, oder wird umgekehrt ein Sieg der Rechten das Band zwischen London und Paris zerreißen? Es lohnt sich, darüber nachzudenken.

Gewisse politische Wettergüter sind überzeugt, die Linke könne auf den Sieg rechnen. Und dieser Sieg bedeute den Triumph des Antifascismus auf der ganzen Linie. Wenn Herriot und Blum das französische Staatssteuer ergriffen, würde von einem Tag zum andern Paris zur Mit-hilfe in der Sanktionenfrage bereit sein, und England könnte hernach durchführen, was es bisher nicht gekonnt: Die Schließung des Suezkanals, die Blockierung der italienischen Invasionsarmee in Abessinien und was es sonst noch für notwendig hält. Und diese französische Verschreibung an England hätte umgekehrt die Wirkung einer englischen Hilfe gegenüber Hitler. Diese Kalkulation bezieht gewiß jeden, der in der Politik mehr wünscht als beobachtet. Und diese frommen Wünsche sind es auch, die uns klar machen wollen, die Engländer warteten selbst nur auf den Sieg der Volksfront, ja, sie seien in Frankreich direkt engagiert, wenn nicht an der Wahlpropaganda beteiligt, und sie hätten vor allem dieses Wahlkampfes wegen in eine Verschiebung aller Beschlüsse eingewilligt, weil sie überzeugt seien, nachher ginge alles „von selbst“.

Saben diese Wettergüter aber wirklich recht? Man muß nur die Zweideutigkeiten gerade in den Wahlreden maßgebender Linksführer verfolgen, um daran zu zweifeln, daß in Frankreich wirkliche „Wendungen“ möglich seien. Herriot, der alte Chef der Radikalen, hat beispielsweise in Lyon gesprochen und das Lob der „kollektiven Sicherheit“ gefungen, an deren Organisierung sowohl Italien wie die Deutschen beteiligt sein müßten. „Italien, das, wenn es angegriffen würde, in uns leidenschaftliche Verteidiger fände“. Und: „Deutschland, mit dem ich aufrichtig eine Annäherung gesucht habe“. Was will dies heißen? Gilt es mehr als ein anderer Satz aus der Rede Herriots: „Meine Hochachtung vor Italien geht nicht so weit, daß ich meine Augen verschließen könnte einem armen, schlecht bewaffneten Volke gegenüber, das zudem für seine Freiheit kämpft?“ Oder was bedeutet die Wendung: „Meine Hochachtung kann aber auch nicht so weit gehen, daß ich die Ehre und Sicherheit Frankreichs ver-gessen könnte?“

Die „Ehre Frankreichs“ ist auf den Völkerbund verpflichtet; die „Sicherheit Frankreichs“ aber steht und fällt mit der Sicherung der östlichen Verbündeten. Es ist zu fürchten, daß Ehre und Sicherheit in einen unentwirrbaren Widerstreit geraten, gerade wenn die Linke siegt. Sie kann nur die eine Politik weiterführen, die heute von der republikanischen Mitte verfolgt wird: Die französischen Armeekorps an der italienischen Grenze müssen für den Rhein oder für den Brenner verfügbar werden und dürfen unter keinen Umständen Italiener als Gegner finden. Das verlangt die französische „Sicherheit“, welcher man die „Ehre“ unterordnen will und muß. Der Wahlausgang vermag höchstensfalls die Illusion neu zu beleben, an welchen die Verhandlungen zwischen England und Frankreich frankten: Daß die Standpunkte sich doch noch nähern könnten, und einige gefährliche Monate später wird sich zeigen, daß Blum und Herriot, vom Schwergewicht der Tatsachen gezwungen, genau die Linie Laval's weiter verfolgen. Der Antifascist Blum wird im Schlepptau Mussolinis wandeln! Warum, wird man fragen? Weil England Hitler nicht über den Rhein zurück treiben hilft, antwortet Frankreich, das in „gezwungenem Zwang“ nicht anders kann. Und England wird sagen: „Weil Frankreich den Völker-